

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 13

Artikel: Romanze in Marseille. Teil 20
Autor: Kilian, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669479>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Romanze in Marseille

23.

Das Asyle de Nuit befand sich in den Jahren zwischen den zwei grossen Kriegen in einer mehr langweiligen als trostlosen Strasse über dem neuen Hafen. Es war in einem Eckgebäude untergebracht, in einem schwerfälligen, klotzigen Bauwerk, dessen regenverwaschene Fassaden an Zuchthausmauern erinnerten.

Die beiden trafen kurz vor sechs Uhr abends dort ein. Die Tür war noch geschlossen, aber schon warteten geduldige Gruppen von jungen und alten Männern. Neger hockten mit angezogenen Knien auf dem Randstein; es war ein ganzes Rudel, und sie schnatterten wie Enten, die sich um Würmer streiten. Andere Schlafsuchende lehnten gelassen am Gemäuer, rauchten sparsam oder kauten Tabak. Wieder andere tuschelten, verhandelten und feilschten. Auch zwei deutsche Wandervögel hatten sich eingefunden; sie warteten abseits. Es waren schlanke, semmelblonde Burschen in kurzen Lederhosen, die man auch Seppelhosen nennt, ihre Ausrüstung war tadellos. Sie blickten mit unbehaglichen Gefühlen auf die abgerissenen und verkommenen Gestalten, die da mit ihnen auf Einlass warteten, und sie zauderten noch.

Aus vielen düsteren Winkeln und Löchern, aus allen Richtungen der Windrose waren die Gäste des Nachtasyls aufgetaucht. Die Habenichtse und Taugenichtse, die Arbeitslosen und Gescheiterten; die abgebrannten Matrosen und die armseligen, alten Männer, die einen dumpf vegetierenden Eindruck machten; die zerlumpten Greise mit den schütterten Bärten, den entzündeten Triefaugen, mit ihren Habseligkeiten, die sie in einer Tasche oder einem Jutesack mit sich herumtrugen. Einer von ihnen gebärdete sich mit auffallenden Gesten, schwatzte laut mit sich selbst und blickte ab und zu mit drohenden Augen um sich. Andere schienen das Bestreben zu haben, sich am liebsten unsichtbar zu machen; sie verharrten schweigsam und mieden ihre Schicksalsgenossen. Alle fünf Erdteile, alle Rassen und Nationen gaben sich allabendlich in diesem Haus ein Stelldichein. Men-

schen unbekannter Herkunft, ferner Landstriche und fremdartiger Sprachen kamen hier zusammen, um die Nacht in einem Bett zu verbringen und einen Napf Suppe zu löffeln. Und mit jedem Tag erneuerte sich die Not, die Verkommenheit und der Jammer. Und wie mancher unter den geduldig und gelassen Wartenden hatte es wohl aufgegeben, sich gegen sein Schicksal aufzulehnen?

Martin hatte sich Günter Frank nicht nur deshalb angeschlossen, weil er das Alleinsein jetzt vermeiden wollte und fürchtete, er sehnte sich auch innig nach einem tiefen und traumlosen Schlaf. Er sehnte sich nach einem Lager, auf dem er sich längelang ausstrecken und dehnen konnte. Es war wohl poetisch, von den ersten Sonnenstrahlen und dem Gezwitscher der Vögel geweckt zu werden, aber die Sonnenstrahlen weckten ihn schon, wenn er endlich richtig schlafen konnte, und die Koloraturen der Vögel waren ein Graus, wenn man aus dem ersten Schlaf gerissen wurde. Ausserdem waren seine Glieder am Morgen jeweils steif und wie verwechselt, oder als hätte man ihn gerädert. Endlich wieder einmal in einem Bett schlafen zu dürfen, welch eine Gnade und was für eine süsse Lust! Davon brauchte er ja Simone nichts zu erzählen, und er hatte ihr auch nichts verraten, so peinvoll es war, Geheimnisse vor ihr zu haben. Und jetzt war sie ihm auf einmal beklemmend fern! Als hätte er immer nur von ihr geträumt. Wie eine Fata Morgana erschien sie ihm zeitweise, als ein tief beglückendes und verzauberndes Bild, und es war verwirrend, sie blut- und atemnah zu wissen, in der gleichen Stadt, nur durch viele Häuser getrennt, und doch wieder so fern, als wäre sie auf einen anderen Stern geflogen.

Und nun wartete er vor dem Nachtasyl, in dem Günter Frank zwar nicht heimisch geworden war, aber sich doch offenbar geborgen fühlte. Er verabscheute dieses Haus, wie er die ganze Stadt manchmal verabscheute, um sich schon eine halbe Stunde später zu widersprechen. Er machte sich über die Priester lustig, die es führten; er betrachtete missvergnügt und mit Verachtung die Schwar-

zen, die vergnügt schnatternd auf den Randsteinen hockten oder in kleinen dichten Gruppen zusammenstanden, und inmitten der Gruppe stand der Wortführer, der irgend etwas erzählte oder zum besten gab und sich eines dankbaren und lachbereiten Publikums erfreuen durfte. Und doch — wo war in dieser Stadt eine bessere und billigere Unterkunft zu finden? Wo ein Bett mit einigermaßen sauberer Wäsche und ohne die gewissen stinkenden Tierlein, die blutsaugerisch die ahnungslosen Schläfer überfallen und entzündete Pusteln zurücklassen?

Schlag sechs wurde die Tür von einem Asyl-diener, der einen leicht idiotischen Eindruck machte, geöffnet. In einem Vorraum, der Martin an den tristen Wartesaal eines armseligen ländlichen Bahnhofes erinnerte, hatte sich vor dem Schalter sogleich die Schlange der Anstehenden gebildet. Stumm standen die Männer im Glied und warteten geduldig bis sie an die Reihe kamen. Einige der alten und hinfälligen Männer hatten sich auf die Bank gesetzt, die der einen Wand entlang lief. Eine auffallend gedrückte Stille herrschte; die Männer flüsterten und tuschelten nur, lachten lautlos oder verständigten sich mit Zeichen. Und bald wurde es Martin klar, dass hier wie in anderen Häusern der kirchlichen oder gemeinnützigen Wohlfahrten lautes Schwatzen oder Lachen verboten war; man wurde nicht eingeschrieben und musste das Haus wieder verlassen, wenn man randalierte oder seine Stimme zu vernehmlich gebrauchte. Darum das Schweigen, das Flüstern und Wispern. Aber nicht nur die Menschen vieler Sprachen und Nationen drängten sich geduldig im Vorraum, auch ihre Gerüche breiteten sich schwadenartig aus.

«Mon dieu, die himmlischen Düfte!» flüsterte Martin seinem Freund zu, «da muss man sich ja wirklich mit Besorgnis fragen, wie man selber riecht?»

Frank blickte ihn fragend an. «Riechen? Ach, das meinst du nur! Man gewöhnt sich an alles, und es ist besser, wenn man nicht weiss, wie man stinkt, oder möchtest du etwa wie die Greta Garbo oder Joan Crawford duften! So gut wie diese Nigger riechen wir auch.»

«Hast du etwas gegen die Neger?» fragte Martin verwundert.

«Ich? Nichts. Wozu? Ich habe ja auch nichts gegen die Juden und mag sie doch nicht.»

Es befanden sich prachtvolle Gestalten unter den Schwarzen; gertenschlanke, wendige Burschen mit

blank polierter Haut, mit runden Köpfen und drahtig gerolltem Haar, und ihre Gesichter strahlten eine Heiterkeit, eine Lebensfülle und Kindlichkeit aus, die Martin immer wieder fasziniert bestaunte. Einige von ihnen sahen aus, als hätte man sie vor einer knappen Stunde in einer Trödlerbude mit europäischen Kleidern ausstaffiert, aber trotz der buntscheckigen Gewandungen schien es, als kämen sie geraden Weges aus zivilisationsfernen Buschwäldern und endlosen Savannen.

Hinter dem Schalter sass ein Priester, dessen kantig geformtes Gesicht allerdings gänzlich unfrommen Gefühlen rief, denn der Mann in der Soutane verfügte nicht nur über eine imponierende Körperfülle, sondern auch über ein kraftvolles, sonores Organ und durchdringende graue Augen, die auf Bittsteller und arme und verkommene Teufel einschüchternd wirken mussten.

Martin hatte seinen abgegriffenen Pass vorzuweisen, worauf der Priester nur kurz aufblickte und ihn gleichsam durchbohrte. Dann schrieb er, ohne sich zu beeilen, den Namen und die übrigen Daten in den dicken Folianten ein, der vor ihm lag. Martin legte seinen Obolus, einen runden Franc, auf das Schalterbrett und empfing dafür seine Bettnummer.

Vom Vorraum gelangten sie in einen nüchternen Saal, der an eine Fabrikantenecke erinnerte, und in dem die ersten Kunden bereits an den langen Holztischen sassen und ihre Suppe aus den Blechnäpfen zu löffeln begannen. Asylgehilfen gingen mit Kesseln und Kellen zwischen den Bankreihen hin und her und schöpften den Neuankommenden die Suppe in die blanken Metallnäpfe.

Martin war hungrig und Günter Frank nicht minder; sie hatten gefastet an diesem Tag oder jedenfalls sehr wenig zu sich genommen. Auf dem Weg zum Asyl hatten sie sich noch einen halben Laib Brot gekauft, um — wie Günter sarkastisch andeutete — der Suppe einen tieferen Sinn zu geben. «Genau genommen ist nämlich die Suppe, die man kriegt, ungeniessbar, du wirst es sehen oder vielmehr bald genug schmecken. Doch was willst du! Wenn ein armer Teufel fast krepirt vor Hunger, kann er sogar gekochtes Wasser zur Not für eine Hühnerbrühe halten.»

Zu jedem Napf wurde ein heiss begehrtes Stück Brot gereicht, das die Gehilfen wachsam verteilten. In der Tat war die Suppe keine Hühnerbrühe. Vor allen Dingen hatte man sie gut gekocht, sie war heiss und übersalzen, einige Linsen schwammen darin, vielleicht auch vereinzelte Reiskörner und

am Ende sogar Fleischfasern von einer alten Kuh, aber Fettaugen waren mit dem besten Willen nicht zu entdecken.

«Ich habe es dir ja gesagt», brummte Frank missvergnügt, indem er das Brot in die Brühe tunkte und heiss hungrig kaute, «heisses Wasser und das Salz der Erde, dazu abgezählte Linsen und auf hundert Liter Wasser ein abgeschälter Armleuteknochen ...»

Es war still im Saal. Nur das Sürfeln, Schmatzen und Schlürfen, das schwere Schnaufen der alten Männer, das Flüstern und Bankrücken und das Geklapper der Löffel in den Näpfen war zu hören.

Neben Martin und Günter hatten einige Armenier Platz genommen, schweigende und seltsam ernste Männer, deren Köpfe an biblische Prophetendarstellungen erinnerten. Mit einer kaum bezähmbaren Gier neigten sie sich über ihre Näpfe und löffelten die Brühe wie Manna. Schweisstropfen perlten auf ihren Stirnen und in ihren dunklen Glanz Augen schien sich eine tiefe Furcht zu verbergen. Bald merkte Martin, dass die jungen Neger den Armeniern ihre vollen Näpfe heimlich zuschoben und deren leere übernahmen. Und jedesmal bedankten sie sich mit einem tiefen und ergebenden Neigen ihrer bärtigen Köpfe.

«Die Nigger kommen nur um zu schlafen», erklärte Frank flüsternd, als er sah, dass Martin das Tauschen der Näpfe beobachtet hatte, «diese Burschen haben nämlich Arbeit am Hafen, verstehst du, jedenfalls die meisten von ihnen. Sie pfeifen auf diese Brühe und rühren die Löffel nicht einmal an, siehst du, diese Schlemmer! Und wir müssen Gott danken, dass wir dieses Zeug, das sie Suppe nennen, überhaupt verschlingen dürfen! Diese Schwarzen haben's gut, die sitzen uns vor der Nase, verstehst du! Die haben Arbeit und können gut lachen.» Günter verstummte. Er spürte wohl plötzlich, dass er sich hatte hinreissen lassen, dass er seinen Neid verriet, und vielleicht wurde ihm auch bewusst, wie sinnlos und überflüssig sein Neid war. Martin blickte ihn einen Augenblick lang verständnislos an; oft konnte er ihn nicht verstehen, und die wie Lava aus ihm herausbrechenden Hassgefühle befremdeten ihn. Und in solchen Augenblicken wurde es ihm bewusst, dass sie sich noch fremd waren, sich wohl fremd bleiben würden, und dass eine Hürde oder eine Mauer zwischen ihnen manchmal wie aus dem Nichts aufwuchs, eine unsichtbare Mauer, die man nicht überwinden konnte. Aber musste man nicht

andererseits manchmal blindwütig hassen? Auch die unschuldigsten und arglosesten Menschen hassen, wenn plötzlich wieder das böse Wissen klar vor einem stand, dass man nur menschlicher Auswurf war. Musste Günter nicht manchmal sinnlos und unmotiviert hassen, verabscheuen und ungerecht urteilen, wenn er an seine Zukunft dachte, an sein Leben ohne Sinn und Halt? Er war doch wie eine Maus in der Falle, die nur die Möglichkeit hat, dort, wo sich anscheinend ein Weg ins Freie befindet, ins Wasser zu fallen und jämmerlich zu ertrinken.

Die Schwarzen hatten sich wieder zusammengerottet und keiner rührte die Näpfe an, es sei denn, wenn sie mit den hungrigen Armeniern tauschten. Und wenn sich die Armenier mit einem wortlosen Nicken bedankten, dann grinsten sie scheu und entblösten ihre blinkenden Schaufeln. Sie tuschelten und grinsten in einem fort, und sie kicherten wie Kinder über vermutlich nur kindliche Spässe.

Die leeren Näpfe wurden sodann von den Gehilfen eingesammelt und frisch gespült an den gleichen Platz gestellt. Die Reinlichkeit war hier keine Phrase, was Martin mit Verwunderung bemerkte, denn er hatte auf seiner Wanderschaft schon oft Asylsuppen gelöffelt; der Schmutz hatte ihn oft genug abgestossen und die Wanzen ihn mehr als nur einmal bis zur Raserei gebracht.

Jene, die gegessen hatten oder nur Sattheit vorzutäuschen brauchten, mussten die langen Holztische verlassen, um neuen Essern Platz zu machen. Man sammelte sich in einem rechteckigen, geräumigen Innenhof, der ebenfalls an ein Zuchthaus gemahnte. Immerhin spendeten zwei breitästige Platanen reichlich Schatten und verdunkelten bereits den Hof. Ein Springbrunnen mit einem kleinen schalenartigen Bassin befand sich in der Mitte des Hofes. Und nun, unter dem freien Himmelsgeviert, durften sich die Männer, die Gäste dieses düsteren Hauses, wenigstens halblaut unterhalten. Die Schwarzen waren wiederum vergnügt und standen in Gruppen traubendicht beisammen. Alte Männer hatten sich in den Kies oder auf die Zementbänder gesetzt und ihre müden Rücken an die Mauern angelehnt. Knöpfe wurden angenäht und die Schuhe geputzt. Andere schabten sich am Brunnen ihre Stoppeln aus den Gesichtern oder putzten sich sogar die Zähne. Es wurden Spiegelscherben zu Rate gezogen, und einer verdrehte sich fast den Hals, so sehr war er begierig sein Gangesicht zu betrachten. Wieder andere wuschen ihre schmutzigen Taschentücher und legten sie

zum Trocknen auf den Kopf. Bald waren auch lebhafte Handelsgeschäfte im Gang, und die beste und sicherste Währung schien Tabak zu sein, vor allem Zigaretten, vom angerauchten Stummel über die Halbe bis zur noch heilen, gleichsam jungfräulichen Zigarette.

Noch nie hatte Martin auf einem so kleinen Raum so viele Sprachen gehört und in eine solch verwirrende Menge fremdartiger Gesichter geblickt. Dieser Innenhof war ein Sammelbecken der ganzen Welt, ein kleines Babylon ohne Turm. Ein blutjunges Bürschchen mit pomadisiertem, öligem Haar erzählte einer begierig lauschenden Gruppe die allerneuesten Pariser Zoten, und man packte in diesem Hof nicht nur seine letzten Habseligkeiten zu Tauschzwecken aus, sondern tauschte auch seine Erfahrungen und Kenntnisse, die der Daseinserleichterung dienten. Ein Pole, der von Oran herübergekommen war, wie er erzählte, hatte anscheinend all sein Geld verloren, und zwar in der Rue Bouterie, wie er grinsend andeutete. In Oran habe er gut verdient, prahlte er schamlos, drei Frauen seien für ihn auf den Strich gegangen. Er sprach ziemlich gut deutsch und fühlte sich in dieser Umgebung durchaus zu Hause. Genau genommen befände er sich auf einer Geschäftsreise, aber um was für eine Geschäftsreise es sich handelte, dies deutete er nur zynisch an. Martin glaubte zu erraten, dass der Mann einen Spiessgesellen für seine widerlichen Geschäfte suchte.

Es befanden sich auch mürrisch verschlossene Einzelgänger unter der zusammengewürfelten Gesellschaft von Tagedieben, Arbeitslosen, Vagabunden und armseligen Strauchrittern. Einer hatte sich hinter einem Boulevardblatt verschanzi, um ungeschoren zu bleiben. Und an den Wänden entlang hockten schweigend und in sich gekehrt die alten Männer, in Lumpen gehüllte Jammergestalten. Und unter diesen bedauernswerten Greisen mochte der eine oder andere einst bessere Tage gesehen haben.

Frank blickte abweisend und einsilbig vor sich hin. Nur zu gut war ihm anzusehen, wie sehr ihn dieses Milieu anwiderte und abstieß. Und Martin fühlte sich nicht gedrängt, ihn aus seinen trüben Gedanken herauszulocken. Immer war seine Neugier und Schaulust wach, und am liebsten hätte er sich auf alle nur möglichen Gespräche und Unterhaltungen eingelassen, sich angefreundet und herumgehört, nach Arbeitsmöglichkeiten geforscht und das Woher und Wohin ergründet. Inzwischen waren noch mehr Asylgäste aufgetaucht; noch



mehr Schwarze, dann einige Japaner und einige blonde nordische Gestalten, vermutlich abgebrannte Matrosen; und immer wieder Schwarze, schöne und malerische Gestalten, vor allem male-
rische, denn sie bezeugten eine wahre Leidenschaft für ausgefallene Gewandungen, für möglichst grelle und bunte Stoffe und für eigenartige, wenn nicht geradezu groteske Kopfbedeckungen. Einige trugen Tropenhelme, andere dickrandige geckenhafte Strohhüte, wieder andere knallrote oder senfgelbe Wollmützen mit Mottenlöchern, so gross wie Kupfermünzen — und bei dieser infernaln Hitze! Sie trugen Tellerkappen und Schlapphüte, dazu beinahe weisse Hosen oder Jacken, sie gingen in Khaki oder Marine, und einer erschien sogar in einem veritablen, wenn auch schäbigen Gehrock, der vielleicht einmal einem würdigen Landpastor den Schweiß aus den Poren getrieben hatte. Sie schnatterten ihre unverständlichen Dialekte, lachten mit quellendem Behagen und spähten nur nach den Weissen, wenn sie glaubten, dass die Weissen sie nicht beachteten.

(Fortsetzung folgt)